

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 9 (1905)

Artikel: La Serenata [Schluss]
Autor: Ziegler, Armin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574725>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

türe. Ich nehm's als Signal und spreche das Stichwort zu Bonas Auftreten. Also vergiß nicht: die Tannhäuser-ouvertüre!"

Lächelnd ging er ins Haus, und die beiden Zurückbleibenden sahen sich achselzuckend an.

"Nun macht Papa auch schon mit," sagte Lottchen, "alle hat sie verheert, diese Lona, diese dumme Person! Denk' mal, Geri, heute morgen, als Papa von Gieses kam, wo er Lona getroffen hat, stürmt er zu Mama und mir ins Zimmer und ruft schon unter der Tür: 'Lona, du hast ja keine Ahnung, wie schön das Möbel geworden ist! Das bringt unserer armen Hilbe die Genesung; man kann die Lona nicht ansehen, ohne sich ihrer zu freuen. Sie begreift auch ihre Aufgabe vollkommen, und ich bin sicher, die findet das Richtige!' Ich bitte dich, Geri, was sagst du dazu? Papa ist doch sonst nicht übermäßig. Ich bin nur neugierig, wie viele noch auf die Kröte hereinfallen."

In den letzten Worten klang eine herz klopfende Angst leise mit. Aber Gerhard brummte sehr gleichmütig:

"Na, wir beide wissen ja, was wir von der Sache zu halten haben! Uns soll sie nicht drankriegen. Komm, Lottchen, wir wollen ins Gartentempelchen gehen! Von dort aus sehen wir sie kommen und können Onkel Frei das Signal geben, ohne daß Lona etwas merkt."

Lottchen atmete auf. Zufrieden hing sie sich in

Gerhards Arm und gab sich alle Mühe, mit seinen langen Beinen Schritt zu halten.

Frei fand die Freundin in einem Sessel sitzend, die Arme im Nacken verschränkt, die Augen geschlossen. Sie dankte matt für seinen Gruß.

Er nahm einen Stuhl, zog ihn dicht neben Hilbes Sessel und schaute ihr aufmerksam in das blasse Gesicht: "Ich will die Gedanken wissen, die Sie eben quälten. Bitte, keine Ausrede; sagen Sie mir ganz genau, was Sie soeben dachten! Ich will es wissen als Arzt."

Hilbe verzog ein wenig die Lippen. Es sah unendlich gleichgültig und traurig aus:

"Ich widerspreche ja gar nicht. Wenn Sie wollen, können Sie schon erfahren, was ich dachte. Bei Tisch habe ich mir wieder mal meinen Sohn betrachtet. Er war so lieb, so herzlich, so gutmütig und . . . so unbedeutend. Frei, Sie allein wissen, was ich um dieses Kindes willen aufgab, noch ehe es geboren wurde. Was habe ich nun heute von meinem Opfer? Gerhard ist ein Durchschnittsmensch, der unter der Aufsicht einer gutmütigen, gewissenhaften Lehrerin das gleiche Erziehungsprodukt geworden wäre; mein Fritz, dem seine Liebe die Kraft gab, mich zu verstehen, ist tot, und ich bin einsam . . . ohne Zweck, ohne etwas, das mir Freude macht, ohne etwas, um dessentwillen es sich lohnt zu leben!"

(Fortsetzung folgt).

La Serenata.

Novelle von Armin Biegler, Zürich.

(Schluß).

Ich dachte an ihr Glück, an dem wir bauen wollten.

Da lächelte die kleine Unschuld durch die Tränen und freute sich auf das Haus.

Sie schlang ihre Arme um mich fest um den Hals.

"Dann wollen wir es aber nicht wieder umstoßen, nie, nie mehr, gelt, Papa, lieber, guter Papa!" jubelte sie.

Und ich antwortete:

"Nein, nie!"

Und küßte sie wieder, wie vorher, so innig, andachtsvoll. Dann ging ich.

Wieder stürmte ich nun durch die Straßen, aber wie so anders als jenem Sonntagmorgen. So freudig, so friedlich, so hoffnungsreich, die Segel geschwellt!

Und für klein Lilly kaufte ich ein schönes Buch mit eins, zwei, drei, ganz vielen Bildern drin und hielt's in Händen und preßte es an mich, um es ja nicht zu verlieren, und eilte weiter.

Dann kam ich zu einem Blumenladen. Auch da mußte ich eintreten, die Blüten alle lockten mich mit ihrem Duft. Und hätte ich nicht an Nelly gedacht, sie hätten mich an sie erinnert.

Ich ließ mir Rosen geben, einen herrlichen Strauß, und wußte es eigentlich selbst nicht recht.

Und ich hielt ihn in Händen und preßte ihn an mich, um ihn ja nicht zu verlieren, und eilte weiter und kümmerte mich nicht um die vorübergehenden Leute.

Ich hatte Rosen und hatte ein Bilderbuch, wollte es geben, geben, und ich war reich.

Nun verließ ich die Stadt und kletterte die bewaldeten Höhen hinauf, an die sie sich bettet. Und von oben kam leise mir entgegen die Nacht herniedergerast, eine Nacht, die flüsterte eine süße Ahnung von wiedererstehendem Leben und Glück, vom nahenden Frühling. Da schlugen die Sternlein die blauen Augen auf, nickten einander schlaftrunken zu, wurden dann vollends wach, und hielten vertrauliche Zwiesprache; es war alles klar zwischen ihnen. So, gerade so, würde es auch wieder sein, noch heute abend, zwischen meiner Nelly und mir!

Und jedes Lichtlein da unten in der Stadt sandte seinen Schein hinaus. Er sollte fragen, was all dies Säufeln und

Wehen und all das Treiben bedeute und was die Nacht da verkünde. Und er stieg, vereint mit den andern, zum Himmel empor und wob sich in ihn hinein. Das gab einen Heiligen-schein über der träumenden Erde und über den Menschen. Da mußten die doch gut sein und treu, da mußte mein Weib es doch auch sein, sie ganz sicher vor allen andern; sie war ja die Mutter meines Kindes. Wie konnte ich auch nur dran zweifeln!

Und wieder schämte ich mich.

Nun suchte ich, wie ein schwärmender Jüngling, aus allen andern heraus ihr Licht zu entdecken und glaubte, es sei das hellste und ich hätte es gefunden. Ich grüßte es lange. Und ich dachte, ein taumelnder Falter schwirre darum, der würde geblendet sich die Flügel verengen. Da blickt sie auf von ihrer Arbeit oder ihrem Buch oder dem Spiel mit klein Lilly und streckt ihre weiße Hand aus und rettet ihn mitleidig vor dem Untergang. Oder hat sie ihn gelassen und gedacht, es sei doch ein Sterben in Licht und in Glut? Fast beneidete ich das Tierchen um seinen Tod und um ihre Nähe.

Aber das Licht schien mir heller zu leuchten und schien mich nach Hause zu rufen.

Doch nein! Ein paar Minuten noch wollte ich schweben da oben. Es war zu süß, dieses Ahnen!

Da trat auch mein alter Freund, der Träumer Mond, zwischen dunkeln Tannen hervor, langsam gemessenen Schrittes und sandte mir seinen langsam gemessenen Gruß zu. Wir hatten uns gewöhnlich recht gut verstanden und hatten uns immer zusammen über süßschweren Stimmungen unterhalten. Doch jetzt war ich plötzlich zu glücklich und übermütig, lachte sogar über den Greis, der schon soviel von Leid und Herzweh erfahren, und es gelüstete mich, ihn zu verspotten, und ich rief ihm zu: "Du alter, unverbesserlich sentimentaler Geselle, du ewig melancholischer Kopfhänger du, laß dich doch endlich begraben, wenn du doch nicht froh wirst auf dieser Welt!"

Seit diesem Gespräch mit dem Mond habe ich nicht mehr gelacht. Gestern waren's sechzehn Jahre. Man kann ja auch leben, ohne zu lachen. Ich mußte es wohl, wenn jeder Versuch mich schmerzt.

Nachdruck verboten.

Alle Rechte vorbehalten.

Da wär's dann freilich gut, das „Sichbegrabenlassen“! Könnte man's nur gerade, wenn man wollte!

Auch damals wurde ich bald wieder ernst. Meine Schuld begann mich von neuem zu quälen und die Scham. Wie hatte ich Nelly, das reine Weib, verdächtigt und gemartert mit meinem Benehmen! Was hatte ich mir da unmöglich Teufliches zusammengegedichtet!

Und vorwurfsvoll dufteten die Rosen in meiner Hand.

Um Verzeihung wollte ich sie bitten, vor ihr niederknien, ihr gestehen! Und sie müßte erschrecken und schauern vor dem Dämon, den sie Gatten nennt. Doch dann würde ich flehen um ihre Vergebung und bitten und flehen. Sie hat ja ein gutes, ein großes, ein weiches Herz!

Wenn sie dann endlich mir zunicke würde mit alles verzeihender Milde, dann würde ich die Rosen nehmen, die roten, die sie so liebt, und ihr die schönste ins Haar stecken, ins schwarze. Und die Blume müßte stolz darauf sein, stolz!

Nein, nein! Dazu sind die Rosen nicht würdig. Und ich, wäre ich es, ich? Nachdem ich sie so beleidigt!

Sühnen muß ich, sühnen mein ganzes Leben lang, und dann ist's noch nicht genug. Knien, ewig knien vor ihr und danken für ihre Verzeihung!

Und die Blumen, die müssen auch für mich danken. Vor ihr werde ich sie hinstreuen, ihr unter den Fuß, und sie müssen duften und sagen: „Komm, tritt doch auf uns!“

„Nelly, Nelly, du bist rein! Verzeih' mir, verzeih'!“

Und den Berg hinunter stürzte ich mit dem Strauß und dem Buch. Nach Hause, ein Feuer zu löschen, ein Feuer in mir, die Glut der Schuld und der Scham, durch Gestehen!

Wie dem Falter zu Mut gewesen sein mochte, als er zum Licht flog, so war es mir, als ich dies Mal dem Hause nahte. Ganz trunken war ich von all dem Glanz und dem Strahlen der erwarteten, wieder versöhnenden Zukunft. Mir war's, ich hätte durch all das nächtliche Weben eine Verheißung endlosen Glücks erlauscht, und mein Jubel übertönte bald wieder die scheltenden Stimmen der Scham und des Vorwurfs.

* * *

In fiebernder Hast trat ich ein.

Ich hörte, daß Nelly sang und spielte, und freute mich, wie ich mich überhaupt über alles freute in dieser Stunde. Doch da ich erkannte, daß es das Engellied sei, fühlte ich einen gewissen kälternden Widerwillen in mir erwachen. Es war mir nicht ganz begreiflich, besonders da die Engelsstimmen der Geige nicht erklangen, Max, dessen Gegenwart mir jetzt, wo ich mich mit Nelly aussprechen wollte, natürlich nicht gelegen gewesen wäre, also gar nicht da war. Und doch begann da plötzlich wieder etwas in mir zu nagen und zu wühlen, ganz leise, fast unhörbar, aber beharrlich.

Daß sie aber gerade dieses Lied spielte, dieses Lied, bei dem sie schon durch das Fehlen der Geige an Max denken mußte, dieses Lied, bei dem er ihr erst diesen Abend seine Seele geöffnet! Denn er war ein Künstler; einem solchen aber ist jeder Ausdruck seiner Kunst, ihm also jeder Klang zu lieb, als daß er ihn von sich sendete, ohne ihn geädelt zu haben und geweiht durch einen Einblick in sein tiefstes Inneres, in sein Heiligtum. Sein Bestes erschließend war er ihr in dieser Melodie genah; das konnte sie dabei doch nicht vergessen!

Dies hatte mich mit unklar mattem Schein durchzuckt, als ich einen Augenblick vor der Türe stehen blieb. Dann öffnete ich sie.

In den Bann der Musik war ich übrigens nicht wieder geraten wie vorher. Ob deshalb, weil im Lied die Engelsstimme nicht ertönte?

Ich glaube kaum. Mir mangelte sie nicht. Sie hatte in mir gesungen den ganzen Abend durch und lockte auch jetzt noch in mir, und ich hörte sie, mit den andern Klängen sich verschmelzend, als Klänge auch sie von wirklichen Saiten.

Ob deshalb, weil ich schon in einer Stimmung war, die selbst durch diese von neuem flutende Musik nicht mehr verschönt werden konnte?

Als Nelly nun plötzlich meinen Schritt hinter sich hörte, fuhr sie jäh auf, und als sie sich umwandte, hatte Verlegenheit ihr einen schenen Zug ins Antlitz gezeichnet. Und ihre Hand war unsicher, als sie mit Hast das Geß, aus dem sie gespielt, beiseite schob und es durch ein anderes deckte. Sie verbarg es vor mir.

Warum sollte ich es nicht sehen?



Vorposten. Nach dem Gemälde von Gottfried Herzig, Bielebach.

Da wachte plötzlich all das Böse, das eben vor der Tür nur leise, wie im Traum geflüstert, wieder auf. Es reckte sich und war gekräftigt durch den Schlummer, und das Gute mußte wieder vor ihm fliehen.

All meine Vorsätze, all meine Hoffnungen, all meinen Glauben hatte es im Nu überwältigt und stand da und befahl gebieterisch das, was sein Wille war: „Ich sage dir wieder, Menschenkind, und ich sage es dir zum letzten Mal, ertappe sie, und hernach sollst du sie bestrafen!“

Dabei öffnete das Schicksal mit gleichmütiger Miene weit die Pforten der Hölle.

Ich stand im Zimmer. Mein Fuß war gehemmt. Den Strauß und das Buch hielt ich noch in der Hand. Ich hatte damit beglücken wollen und wußte es nicht mehr.

Jetzt dufteten die Rosen nicht.

Nelly kam mir entgegen, mich zu begrüßen. Da wendete ich mich von ihr ab und wollte hinausgehen, um wieder zu lauern, um wieder zu harren der Stunde der Rache.

Da führte das Verhängnis klein Lilly herzu. Das Kind flog herein und rief: „Onkel Max!“

Es glaubte, er sei noch da. Dann entdeckte es mich.

„Papa, hast du mir was mitgebracht? Wollen wir jetzt mit Mama bauen?“

Ich war wieder stehengeblieben und konnte mich nicht rühren und gab keine Antwort.

Doch wußte ich jetzt plötzlich, warum mein Fuß klein Lillys Haus zerstört hatte, aber noch nicht, daß in der nächsten Minute meine Hand auch das Fundament zu dem versprochenen andern vernichten würde.

Ihre ersten Worte — die folgenden hatte ich kaum mehr vernommen — hatten all meine Selbstbeherrschung gestürzt, und ich bebte und blickte stier.

Da nahm die Mutter das Kind bei der Hand und sagte

zu ihm mit weicher Stimme: „Klein Lilly, Papa ist krank; komm, gib ihm ein Küsschen!“

Als sie aber seine Hand berührte, sie, die im Lied, mit ihm, die Namen Kind und Mutter, die heiligen Namen entweicht und als sie so auf mich zuschritt, da löste sich das Wort aus dem Sturm, und mit gräßlich gemarterter Stimme schrie ich ihr schonungslos entgegen, was ich, was ich — wußte.

Und sie erschraf, ja erschraf, das sah ich. Sie wurde bleich, so bleich.

„Klein Lilly,“ sagte sie dann mit mühsamem, traurigem Klang, „geh hinaus, geh zu Marie!“

Und die Kleine, die ihre großen Unschuldsgaugen bang auf mich gerichtet hatte, fürchtete sich und ging gerne.

Ich glaubte, sie würde jetzt mit dem gleichen, matten Ton gestehen und reuig...

Doch nein, sie würde zu stolz sein zur Buße, gestehen und sich kurz von mir trennen.

Oder — oder wollte sie leugnen? Das hatte ich nicht von ihr erwartet, alles andere eher. Jetzt noch leugnen!

Sie trat auf mich zu. Ich blickte sie nicht an, ich brachte es nicht über mich. Hätte ich es gekonnt, ihr Blick hätte mir eine ganze Welt von Unschuld und Reinheit und Liebe und Treue erschließen müssen. Aber ich konnte es nicht und sollte es nicht, das Schicksal baunte mein Auge.

Nun ergreift sie meine Hand, sie will mich küssen, wie ein krankes Kind.

Da bäumt es sich in mir auf, wild, sinnlos. Ein namenloser Ekel vor dem, was kommen würde, vor der schambaren Lüge, übertrumpft mich kalt. Ich kann ihre Berührung nicht ertragen, und mit beiden Fäusten stoße ich sie von mir. Ich stoße mit der Kraft der Majerei.

Da schließt auch das Schicksal die Pforten der Hölle wieder hinter mir. Sein Lächeln ist diesmal höhnisch, grinsend vor ungeheurer Genugtuung.

Und ich bin verdammt.

Nelly stürzt. Ihr Kopf schlägt im Fall schwer gegen eine Kante des Flügels. Sie schließt die Augen und liegt da vor mir, wie leblos.

Jetzt weicht der Schlimme, der mich bis hierher geleitet, von mir, mit seinen verwünschten Gedanken — nun, da es zu spät. Er räumt den verwüsteten Platz dem Guten. Das zieht ein mit seinem Gefolge von Neu und Verzweiflung.

Und wie ich nun auf mein Weib blicke, da kann ich nicht mehr hoffen; da ahne ich, daß alles aus sei, daß ich ein Mörder.

Wie sollte auch ihre zarte Natur die klaffende Wunde wieder schließen können, ehe alles Leben dadurch entflohn! Wie sollte sie wieder ins Gleichgewicht kommen, nach solcher Erschütterung!

Und wie ich auf dem lieblich stillen Antlitz — es steht eine Frage darin — den Frieden und die Reinheit sehe, die selbst in diesem unbewachten Augenblick der Ohnmacht nicht den Zügen der Sünde weichen müssen, da weiß ich auch plötzlich, daß Nelly unschuldig ist, stets unschuldig gewesen.

Da weine ich auf.

Ich hebe sie empor und trage sie auf ihr Lager. Dann sende ich nach dem Arzt.

Dort am Boden aber liegen noch die Rosen, die roten, und das Buch, vergessen. Und neben ihnen liegt Blut, rotes. Und in ihrem Haar glüht statt der Rose Blut.

Ich kniee neben ihr und wage kaum ihre Hand in der meinen zu halten.

Endlich schlägt sie die Augen auf. Die blicken weich und müde und voller Mitleid auf mich.

Sie will sprechen. Da tritt der Arzt ein.

Ich will ihm offen gestehen, wie alles gekommen, daß ich schuld daran sei.

Sie merkt es und unterbricht mich und sagt: „Herr Doktor, ich bin gefallen.“

Auch die Stimme ist weich und müde.

Er untersucht die Verletzung, und ich lese in seinem Blick, daß nichts mehr zu hoffen. Er gibt keine Vorschrift. Von Nelly unbemerkt, flüstert er mir etwas zu. Ich verstehe es nicht und frage doch nichts. Er geht. Wir sollen noch allein sein.

Und nun naht mit scheuem Schritt die letzte Stunde, die ich mit Nelly zusammen sein darf.

Und sie erzählt mir. Ich wünsche es nicht, will sie daran hindern; denn ich kenne jetzt klar ihre Unschuld. Doch sie will es.

Ihre Worte sind sanft, voll Vergebung und Schonung und ohne Vorwurf.

An jenem Ball hatte sie mit Max verabredet, mir morgen als Geburtstagsüberraschung das Lied der Engel zu spielen.

So also war's gewesen! Ihre glückstrunkenen Blicke hatten doch mir gegolten! Die Freude hatte darin geglüht, mir etwas Herrliches bieten zu können!

Wenn ich gewittert, sie denke an ihn, hatte sie immer meiner gedacht.

Und ich beichte alles und schone mich nicht und erlebe ihre Vergebung und glaube nicht, daß sie mir das gewähren könne.

Alles kommt verworren, in einem Atemzug sozusagen.

Auf einmal sage ich dumpf, und der Schmerz hat mich irre gemacht: „So geht's aber nicht weiter. Weißt du, es gibt einen Weg, der gut ist für meinesgleichen. Den will ich jetzt gehen.“

„Und es wird keine Fliege mehr kommen, nein, keine, keine!“ schreie ich dann auf.

Sie versteht. Und zum ersten Mal liegt ein herber Vorwurf in Blick und Stimme. Sie verchleißt mir den Weg, sagt einfach und fragend: „Und klein Lilly?“

Da hat sie den Falter vom Sterben zurück ins Dunkel gestossen.

Dann setzt sich das Fieber an ihr Lager, gerade zwischen uns hinein. Doch ist's kein wilbes, das die Augen rollt, sondern ein wehmütig weiches.

Sie erzählt mir, — dabei hält sie immer meine Hand, wie um mich mitzunehmen — daß es sie führt in ein weites, blühendes, frühlingstheisches Tal. Es ist vom warmen Sonnenglanze überflutet.

Sie spricht mit stammelnd matter, traumbefangener Stimme. Die wird immer leiser, geheimnisvoller, ihr weltverlorenes Lächeln immer süßer, seltsamer.

Mir ist, ihre Hand werde leichter und leichter, ganz wesenlos. Die Augen blicken wie verklärt in eine unfassbar herrliche andere Welt. Der Glanz eines überfinnlichen Glücks spiegelt sich in ihnen.

Sie lauscht auf unendlich ferne, stehende Himmelsmelodien. Sie lauscht und wagt kaum zu atmen. Und alles um sie ist so friedlich still, wie wenn es mit ihr lauschen würde.

Nur draußen singt leise der Nachtwind durch die Bäume.

Da zieht sie mich ganz zu sich nieder, und über ihre Lippen kommt's wie ein weicher Hauch: „Da, da! Das Lied, das Lied der Sehnsucht! Höre doch! Es sind ja Engel! Sie rufen mich und locken, locken, locken! Ach, laß mich fort!“

„Leb wohl!“ flüsterte sie noch fast unhörbar, aus grenzenlosen Fernen.

Dann läßt sie mich allein.

Leb wohl! Wohl? Haha!

Dem Tag entgegen!

Ich hebe mein Haupt in den werdenden Tag
Und grüße frohlockend das Leben,
Das wieder mit kräftigem Flügelschlag
Beginnt aus Träumen zu schweben.
Noch zaudert die Sonne. Mich kümmert es nicht;
Ich trage im Herzen ein traureres Licht:
Die Liebe, die lodernde Liebe!

Ich fühle mich stark und fühle mich froh,
Als hätt' ich Gewalt auf Erden,
Als müßte ein Glück, das bis heute mich floh,
Zur Stunde mein eigen werden.
Und zöge der Tag in Gewittern daher,
Mich kümmert es nicht; ich trage als Wehr
Die Liebe im Herzen, die Liebe!

Clara Forrer, Zürich.